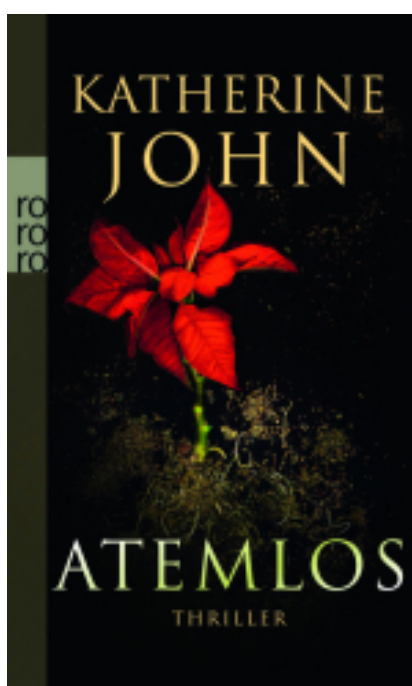


Leseprobe aus:

Katherine John

Atemlos





PROLOG

Die Wolken verdeckten den Mond. Der Garten wurde nur von den Straßenlaternen beleuchtet, deren gedämpftes Licht über die hohe Einfassungsmauer fiel und die altmodischen Eisenspitzen oben auf der Mauerkrone kalt und unheimlich aufblitzen ließ. Ein kühler Nachtwind rüttelte an den Knospen der Bäume und fuhr raschelnd durch die Gerippe der toten Blätter, die tief im Unterholz dem Rechen des Gärtners entgangen waren.

Wie Scherenschnitte ragten die Gebäude aus dieser grauen Schattenwelt – eine wuchtige gotische Silhouette, umgeben von tiefschwarzen Quadern. Hier und da drang ein schmaler Lichtstrahl unter einer Jalousie hindurch, und am Ende der langen Reihen glänzender dunkler Fensterscheiben leuchteten einige Rechtecke in sanftem bernsteinfarbenem Licht

und verrieten, wo die Küchen, Badezimmer und Stationsbüros lagen, in denen auch nachts noch gearbeitet wurde.

Durch den Garten huschte ein Phantom. Leise und verstohlen glitt es im Schatten von Bäumen und Mauer dahin. Hin und wieder verharrte es, doch stets im Schutz eines Baumes oder Strauches, der es verbarg. Es lief so gebückt, dass es bucklig wirkte, sein Schatten war eine missgestaltete klobige Masse auf spindeldürren Beinen. Immer weiter driftete es, von Baum zu Baum, von einem Busch zum nächsten, und jedes Mal, wenn es innehielt, schienen alle seine Sinne aufs äußerste gespannt.

Der scheppernde Schlag einer Uhr ließ für einen Augenblick das Geraschel der Feldmäuse und Wühlmäuse verstummen. Eine Schleiereule stieß auf ihre Beute herab und schrie auf, als sie sie verfehlte. Irgendwo bellte ein Hund, jenseits der Mauer in der Vorortsiedlung, die sich erst vor kurzem auf einem Gelände ausgebreitet hatte, das früher einmal zum Krankenhaus gehört hatte.

Draußen auf der Straße heulte ein Motor auf, gleich darauf ertönte die Sirene eines Polizeiwagens. Das Phantom kauerte sich ins Unterholz und wartete, bis der Lärm verebbte. Dann – eine ganze Weile später – setzte es im Schneckentempo seinen Weg fort, bis es zum Rand einer schimmernden Rasenfläche kam. Zu seiner Linken erhob sich ein niedriger Erdhügel. Der Wind strich über den Rand der pechschwarzen Grube davor und fuhr durch die Kronen der Bäume, die sich in der Brise wiegten.

Vorsichtiges Zögern, dann ein rasches Huschen. Wieder verharrte die gekrümmte Gestalt. Dann richtete sie sich auf und war auf einmal nicht mehr bucklig. Groß und kräftig zeichnete sie sich gegen den Himmel ab. Aus dem Erdhaufen ragte der Umriss einer Schaufel. Das Phantom bückte sich,

griff danach und begann mit stetigen, gleichmäßigen Bewegungen die Erde vom Hügel in die Grube daneben zu schaufeln.

Als der Mond hinter den zarten grauen Wolkenfetzen hervorkam und die Szenerie in ein silbernes, winterliches Licht tauchte, arbeitete das Phantom noch rascher. Es nahm sich kaum Zeit, sich mit dem Arm über die Stirn zu wischen. Immer kleiner wurde der Erdhügel, und noch immer schaufelte die Gestalt. Wachsam und stets auf der Hut, verharrte sie jedes Mal lauschend zwischen zwei Schaufelladungen.

In der Grube war es dunkel, feucht und eiskalt.

Es stank nach Moder und Verwesung. Die Gestalt dort unten war so eng in ein Laken gewickelt, dass sie mehr einer riesigen Insektenpuppe als einem menschlichen Wesen glich, und hielt den Blick unablässig nach oben gerichtet. Nur noch die Augen gehorchten ihrem Willen. Ohne zu blinzeln starrte sie angestrengt auf das längliche Viereck, in dem sich der Nachthimmel mit seinen Wolkenschleiern und den Millionen von Sternen, klein wie Nadelstiche, zeigte. Die silbrig leuchtende Scheibe in der linken Ecke mit ihren Linien und Kratern musste der Mond sein. Daneben stand der Orion, bekannt seit der Schulzeit und Gegenstand der einzigen Astronomiestunde im gesamten Geographieunterricht.

Es lag nicht nur an der lähmenden Kälte. Wie sehr sich das Gehirn auch mühte, die Gliedmaßen in Bewegung zu setzen, blieben sie doch schlaff und bleiern; nutzlose Anhängsel eines leblosen Körpers, in dem nur der Verstand mit schmerzhafter Klarheit arbeitete. Jeder Versuch, die letzten Kräfte zu sammeln, war vergeblich. Der Körper war so vollständig erstarrt, dass er nicht einmal vor Kälte zittern konnte.

Während die Augen reglos nach oben blickten, arbeitete

der Verstand fieberhaft, um die Gedanken in eine logische Reihenfolge zu bringen. Die letzte Erinnerung war der Weg vom Sprechzimmer zum Tor. Die Füße waren in den frischen, von der Frühlingssonne weich gewordenen Asphalt eingesunken. Der warnende Geruch hatte sich zu spät bemerkbar gemacht, um zu verhindern, dass die klebrige schwarze Masse die nagelneuen grünen Lederschuhe ruinierte. Doch der Ärger über die verdorbenen Schuhe hatte die Freude nicht schmälern können.

Der letzte Termin war vorüber, und hinter dem Tor wartete die Freiheit. Jetzt ging es hinaus in ein ungebundenes, selbständiges Dasein. Zwar war die Depression, der Grund für die Gefangenschaft, noch nicht völlig auskuriert, doch der Rest ließ sich auch draußen im normalen Leben behandeln.

Der Gang zum Tor – ein Ruf – ein Schrei ... Und dann graue, eisige Finsternis. Starre, die ihren Grund nicht allein in der Lähmung und dem engen Laken hatte. Lichtblitze, Nadelstiche in schmerzempfindliche Haut, Dunkelheit ... noch mehr Dunkelheit ... und dann der Himmel. Der wunderschöne, kristallklare Nachthimmel.

Trocken, staubig, pulvrig prasselte Erde auf das straff gespannte Tuch. Und mit dem Geräusch kam, wie ein vernichtender Blitz, die Erkenntnis – und die Panik. Da hagelte auch schon die nächste Ladung herab. Sinnlos der verzweifelte Versuch, die zusammengeklebten Lippen auseinanderzuzwingen und einen Schrei auszustoßen. Lippen und Kehle versagten den Dienst und brachten nicht einmal ein Wimmern hervor.

Während das Gehirn langsam seinen verzweifelten Kampf aufgab, bahnte sich das nackte Entsetzen schleichend seinen Weg und legte sich als widerlicher Geschmack auf die Zunge.

Wie eine Schlange kroch die Furcht das Rückgrat empor, und mit ihr kam die Gewissheit des nahen Todes.

Diese Grube lag doch nicht in einer Einöde! Vielleicht hielten sich ja ganz in der Nähe Leute auf. Leute, die das Loch nicht sehen konnten, aber einen Schrei hören würden.

Anstrengung, Konzentration – deutlich hörbar riss die Haut an den trockenen Lippen. Doch der Schmerz wurde gemildert durch die Erkenntnis, dass der Körper endlich wieder gehorchte. Der Mund öffnete sich. Da kam von oben ein dicker, feuchter Erdklumpen, legte sich schwer auf die Zunge. Kein Gedanke mehr an Geräusche, nur ein verzweifelltes Ringen nach Atem. Zunge und Zähne, die sich krampfhaft mühten, die Erde wieder auszuspucken, brennende Lungen, die vor Luftmangel fast barsten. Doch der Erdklumpen füllte den Rachen, blockierte die Kehle.

Ganz ruhig – kämpfen – ruhig bleiben – leben.

Die wilde Verzweiflung ließ nach, als endlich Luft in die wunden Lungen drang: Atemluft, eingesogen gegen den Widerstand der Erdkrumen, die sich jetzt auch auf die Nasenlöcher legten. Feiner Staub rieselte herab, gefolgt von weiteren wassergesättigten Klumpen. Die Erde traf ein Auge, stach und brannte und verstopfte die Nase – trocken – erstickend ...

Sie würden kommen. Sie mussten einfach kommen! Wenn sie sich doch nur beeilen würden! Es gab keine Luft mehr, keinen Atem ... kann nicht atmen ... kann nicht ...

Plötzlich eine Silhouette. Groß und breit schwang sie die Schaufel, löschte das Licht und die Sterne aus. Alles wurde schwarz in der Grube, schwärzer als in der finstersten Nacht. Nur ganz unten in der Tiefe waberte rote Glut und schwelte so stark, dass sie die nutzlosen Lungen versengte.

Die Gestalt trat zurück. Weitere Erde prasselte herab – und noch mehr – immer mehr.

Zum ersten Mal seit dem Gang über den frisch asphaltierten Weg wurde es warm. Warm und behaglich. Das Ringen nach Luft hatte aufgehört – wie alles andere auch. Da war nichts mehr als ein ruhiges Dahingleiten. Ein Schweben auf einer daunenweichen grauen Wolke, die den ganzen Körper zärtlich einhüllte und ihn hinuntertrug in den tiefen, erhol-samen Schlummer.

Die Schaufel steckte wieder aufrecht in der Erde. Der Erdhügel war kleiner geworden, doch nicht so viel, dass ein zufälliger Blick es bemerkt hätte. Schon gar nicht der Blick eines achtlosen Gärtnerlehrlings. Ein leichtes Klopfen mit dem Fuß, ein paar Handgriffe, um ein wenig trockene Erde auf dem restlichen Hügel zu verteilen. Ein prüfender Blick in die Grube. Nichts als Dunkelheit, Stille und Schweigen. Nirgendwo blitzte ein verräterischer Zipfel des weißen Lakens auf, das dort unten verborgen lag.

Das Phantom glitt zwischen die Bäume zurück. Als im nächstliegenden Stationsgebäude eine Zimmertür geöffnet wurde, fiel ein Dreieck aus Licht auf den Rasen, erlosch jedoch sogleich wieder. Das Ganze dauerte nur einen Augenblick, doch lange genug, dass man die Gestalt einer Frau erkennen konnte. Steif und aufrecht stand sie am Fenster, die Hände zu beiden Seiten des Gesichts an die Scheibe gepresst. Das Phantom im Garten blickte auf und sah sie.

Und die Frau schaute zurück. Selbst nachdem das Licht ausgegangen war, konnte jemand, der wusste, dass sie dort stand, noch ihr weißes Spitzennachthemd erkennen.

Dann zog eine unsichtbare Hand die Jalousie herunter. Man vermochte sich leicht vorzustellen, wie die Krankenschwester die widerstrebende Patientin sanft wieder ins Bett brachte. Eine Patientin, die – was? – gesehen hatte. Alles? Ge-

nug, um zu reden? Genug, um ... Das Phantom lächelte, als es sich weiter in den Schatten zurückzog. Wer würde der Frau schon glauben? Oder irgendeinem anderen Patienten, der von seltsamen Vorgängen in der Nacht berichtete?

Psychiater und Schwestern mussten ihren Patienten zuhören. Dafür wurden sie bezahlt. Doch früher oder später lernten sie, nicht weiter auf das Geschwätz zu achten. Die Patienten im Compton Castle hatten häufig Schwierigkeiten damit, zwischen Wirklichkeit und Einbildung zu unterscheiden.

Selbst wenn diese Frau noch nie zuvor Visionen und Erscheinungen gehabt hatte – irgendwann war immer das erste Mal. Schließlich war sie verrückt. Und wer würde schon einer Verrückten glauben?

KAPITEL EINS

Peter Collins hupte ungeduldig, als ein älterer Mann sich nicht entscheiden konnte, ob er auf der Einfahrt zum Besucherparkplatz des Krankenhauses nach links oder rechts abbiegen sollte. Darüber erschrak der Mann so, dass er zu schnell von der Kupplung ging und den Motor abwürgte. Laut fluchend gab Peter Gas, lenkte den Wagen auf den Bordstein, überfuhr einen sorgfältig gemähten Rasenstreifen und parkte den Wagen nach einem scharfen, exakten Wendemanöver so, dass er nach seinem Besuch schnell wieder wegkommen würde.

Er nahm zwei Plastiktüten vom Beifahrersitz, schlug die Tür zu, verriegelte den Wagen und marschierte im Eilschritt auf das Hauptgebäude zu. Dabei blickte er mit grimmiger Genugtuung auf die wütenden Fahrer in der Autoschlange,

die sich hinter dem alten Mann gebildet hatte. Peter, schon unter normalen Umständen nicht der Geduldigste, war schlecht gelaunt, und das nicht nur wegen des Autofahrers. Schon wieder musste er einen Besuch im Compton Castle, dieser verhassten psychiatrischen Klinik, machen.

Er verabscheute Krankheiten und Krankenhäuser – wie alles, was an Schwäche und seine eigene Sterblichkeit erinnerte. Dabei war ihm, wie er in den vergangenen Wochen festgestellt hatte, die Psychiatrie ganz besonders zuwider. Doch nagende Gewissensbisse und die Loyalität gegenüber seinem langjährigen Kollegen und Freund Trevor Joseph trieben ihn hierher, wann immer sich seine dienstfreie Zeit mit den Besuchszeiten deckte.

Er sprang über eine niedrige Mauer und nahm die Abkürzung über den Rasen. Während drei endloser Wochen, in denen Trevor auf der Intensivstation um sein Leben rang, hatte Peter an seinem Bett gesessen. Danach hatte er ihn viereinhalb Monate lang täglich auf der neurologischen Station des Allgemeinen Krankenhauses besucht, wo sich die Schwestern hingebungsvoll um Trevor kümmerten und ihm jeden Wunsch von den Augen ablasen. Doch trotz regelmäßiger Behandlung durch eine kurvenreiche blonde Krankengymnastin und eine hübsche brünette Psychologin hatte sich Trevor nicht genügend zusammenreißen können, um der Verlegung in die «Klasmühle» zu entgehen, wie ihr Vorgesetzter Bill Mulcahy die Einrichtung wenig feinfühlig nannte.

Zugegeben, es war nicht Trevors Schuld, dass ihm ein psychopathischer Serienmörder den Schädel eingeschlagen hatte, doch insgeheim war Peter der Meinung, dass er an Trevors Stelle ganz anders mit dem Mörder fertiggeworden wäre. Und Brüche, selbst ein Schädelbruch und der Trümmerbruch eines Handgelenks mit nachfolgenden Komplikationen, heil-

ten mit der Zeit und unter ärztlicher Fürsorge. Beides hatte Trevor reichlich gehabt, doch um Verletzungen zu überstehen, musste man sich nun einmal ein bisschen zusammenehmen. Und damit haperte es Peters Ansicht nach bei Trevor.

Er kam am Gärtner und seinem Gehilfen vorbei, die Rosensträucher in ein frisch umgegrabenes Beet pflanzten. Der Rasen rings um das Beet war mit einer dicken Schicht Erde bedeckt, und Peter erinnerte sich an einen verwitterten Cupido aus Stein, der hier gestanden hatte, als er Trevor zum ersten Mal im Castle besuchte. War das tatsächlich erst drei Wochen her?

Er hätte gern gewusst, wo sich der Cupido jetzt befand. So eine Figur hätte er sich auch in den Garten gestellt – wenn er einen gehabt hätte. Sein Zuhause, in dem er sich nur selten aufhielt, war eine Wohnung in einem heruntergekommenen hundert Jahre alten Reihenhaus direkt am Meer.

«Wenn das nicht mein Lieblingsbesucher ist! Wie schön, Sie zu sehen, Sergeant Collins.» Jean Marshall, die Oberschwester, begrüßte Peter in demselben jovialen Ton, den sie im Krankenhaus jedem gegenüber – ob Patient, Besucher oder Arzt – anschlug. Ihre Stimme, die Peter an Übungen im Knotenmachen, Lagerfeuer und forsche Pfadfinderinnen erinnerte, machte ihn immer ganz kribbelig.

«Wie geht's ihm heute?», fragte er und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Tür zu Trevors Einzelzimmer, das er mehr seinem Status als Polizist denn seinem Gesundheitszustand zu verdanken hatte.

«Gut.» Als Jean ihm einen Rippenstoß versetzte, stieg ihm der schwere Duft von Estée Lauder in die Nase. «Heute Morgen war er in Spencers Malgruppe.» Das Wort «therapeutisch» ließ sie weg. «Vielleicht zeigt er Ihnen ja, was er ge-

malt hat.» Mit gerunzelter Stirn blickte sie auf die Plastiktüten. «Was scheppert denn da so?»

«Alkoholfreies Bier und Chips. Trevor braucht was Anständiges zu essen zum Ausgleich für den Mist, mit dem ihr ihn füttert.»

«Hauptsache, es ist kein Alkohol», sagte sie mahmend.

«Wollen Sie es nachprüfen?» Er schenkte ihr sein gewinnendstes Lächeln.

«Was ist, wenn ich ja sage?»

«Wenn Sie nein sagen, haben Sie was bei mir gut.»

«Auf den Drink im Green Monkey, den Sie mir beim letzten Mal versprochen haben, damit ich ein Auge zudrücke, warte ich immer noch.»

«Eines Tages werde ich Sie überraschen.»

«Denken Sie daran, die leeren Flaschen wieder mitzunehmen», murmelte sie, bevor sie Vanessa Hedley nachlief, die in einem knallroten Negligé über den Flur spazierte. Peter wusste aus Erfahrung, dass Vanessa es fertigbrachte, die sonderbarsten Schlafzimmerphantasien in aller Öffentlichkeit auszuleben.

Jean war eine adrette, beeindruckende Frau, hochgewachsen und wohlproportioniert. Sie hatte einmal einen Sohn erwähnt, der auf die Universität ging, daher schätzte Peter sie auf ungefähr vierzig bis fünfundvierzig. Sie wirkte jedoch jünger, und Peter musste zugeben, dass sie mit ihrer stattlichen Figur, den roten Haaren und grünen Augen durchaus attraktiv war. Und sie hatte ihm signalisiert, dass sie einer näheren Bekanntschaft nicht abgeneigt war. Peter, der geschieden war und sich oft nach weiblicher Gesellschaft sehnte, schlug selten ein derartiges Angebot aus. Doch irgendetwas an ihr stieß ihn ab. Vielleicht war es ihre handfeste Tüchtigkeit in Kombination mit dem Geruch nach Desinfektions-

mitteln, der ihr Parfüm oft überdeckte. Oder es lag daran, dass sie so felsenfest von ihren eigenen Reizen überzeugt war, dass es ihm den Spaß an der Eroberung verdarb.

Wie auch immer, er flirtete unverbindlich mit ihr, wenn sie ihm Avancen machte, und hütete sich ansonsten, außerhalb ihrer Dienststunden dem Green Monkey zu nahe zu kommen – einem Pub gegenüber vom Compton Castle, in dem sich das Krankenhauspersonal nach Feierabend traf.

Peter wandte sich von Jean ab und öffnete die Tür zu Trevors Zimmer, welches direkt gegenüber vom Stationszimmer lag. Zu seiner Bestürzung fand er Trevor in genau der gleichen Haltung vor, in der er ihn zwei Tage zuvor verlassen hatte. Wenn Jean nicht die Malgruppe erwähnt hätte, hätte er wirklich annehmen können, Trevor säße seit zwei Tagen und Nächten zusammengesunken im Sessel. Sein Stoppelbart sah jedenfalls danach aus.

Trevor war entsetzlich dünn, fast bis auf die Knochen abgemagert, und hatte eine ausgebleichene, ehemals schwarze Freizeithose an, dieselbe, die er Tag für Tag trug, seit man ihm nahegelegt hatte, sich anzuziehen. Sein dunkelblaues Sweatshirt war an Ärmeln und Kragen ausgefranst und hätte nicht einmal mehr als Kleiderspende getaugt. Peter konnte sich nicht entsinnen, dass Trevor jemals so abgerissen herumgelaufen war, noch nicht einmal, als sie undercover in der Unterkunft für Penner und Junkies in der Jubilee Street ermittelt hatten.

«Hab dir Bier mitgebracht.» Peter ließ die Tragetaschen auf Trevors Schoß sinken. «Es ist kalt. Frisch aus meinem Kühlschrank.»

«Danke», murmelte Trevor mechanisch.

«Mach die Tüte doch mal auf», drängte Peter. «Da sind auch Chips drin. Räucherschinkengeschmack.»